

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 28

Artikel: Die Brücke
Autor: Binz, Cajetan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

litten endlich die Stätte, wo dank einer eingreifenden Fürsorge der letzte Arbeiter sich seines Menschentums freuen kann.

Der Nachtzug rast über das von ungezählten Händen nach schwarzen Diamanten unterwühlte Land. Stadt an Stadt. Großstädte. Durch einen endlosen Wald von Schlöten, deren Rauch manchmal geisterhaft durchleuchtet ist. — Da — dort — — „es brennt!“ Aber das aufgeregte deutsche Fräulein findet für seine Mitteilbarkeit durchaus nicht das erwartete Interesse bei den Mitreisenden, nur einer klärt es etwas spöttisch auf. Es brennt immer in dieser Gegend, zum Himmel schießen mehr Feuergarben als in Flandern — Hochöfen. Da erhebt sich ein schmales Gesicht aus der Ecke: „Ich glaubte die Hochöfen in Deutschland erloschen.“ Mit leisem Nicken kommt es in atzentierte Deutsch unter einem schwarzen Schnurrbart hervor. Man hält ihn für einen Griechen oder Westschweizer. Als ich in Essen aussteige, finde ich statt dem sagenhaften Rußneß eine lichtdurchströmte Großstadt mit breiten Straßen, prunkvollen Geschäftshäusern, einem flutenden Verkehr. Das Hotel ist fast zu luxuriös. Ein fernes Wimmern wie von brechendem Eisen erfüllt die Nacht.

Ein strahlender Frühlingmorgen will aufsteigen. Es gelingt ihm nicht viel besser als in Birmingham oder Manchester, wo ich die Sonne immer nur durch den Schleier sah, den sie nie durchbrechen kann. Wenn es nicht so warm wäre, könnte man sich im trüben November glauben. Die mit Staub verschiedener Arten durchsetzte Luft hinterläßt schon nach einstündiger Fahrt im offenen Auto einen bräunlichen Belag auf dem Mantel und als ich mich, zur Tafel im Krupp'schen Privathotel geladen, mit blütenweißem Kragen niederzulassen glaubte, war ich nicht wenig erstaunt, die Ränder geologisch verkrustet zu finden. Essen verleugnet seine Arbeit nicht. Jetzt weniger denn je. Beschäftigte Krupp in Friedenszeiten 42,000 Arbeiter, so zählt man gegenwärtig allein im Hauptwerk Essen über 60,000, die Beamten nicht mitgerechnet. Es liegt auf der Hand, daß diese Hände für den Feldzug mehr zu leisten imstande sind als in den Schützengräben, weshalb Krupp weniger als andere Betriebe zur Frauenarbeit übergehen mußte. Ebenso wurde ein Großteil der Ingenieure als unabkömmlich vom Heeresdienst entbunden. Eine einfache Rechnung ergibt, daß Essens Bevölkerung, die das vierte Hunderttausend erreicht hat, fast ausschließlich von Krupp lebt und leben kann, heute um so leichter, als den Arbeitern durchwegs erhöhte, den Qualitätsarbeitern fast unglaubliche Löhne bezahlt werden. Dachte ich die Versicherung des Arbeitgebers, unter der Bevölkerung herrsche gegenwärtig eine fast ungesunde Wohlhabenheit, anfänglich eher skeptisch aufnehmen zu müssen, so gestanden mir einfache Arbeiter später unumwunden, sie würden wie so viele andere einer unzeitgemäßen Verschwendung verfallen, wenn nicht die glückliche Krupp'sche Sparkasseneinrichtung da wäre. Den Händlern, Geschäften, Wirtschaftshäusern, Kinotheatern ist durch die plötzliche Mehr-einstellung von 20,000 Arbeitern natürlich auch kein Schaden erwachsen. Auch der nicht mit Empfehlungen versehene Besucher kann sich einen Begriff von der Ausdehnung der Werke machen, da sie von mehreren öffentlichen Straßen durchzogen werden, wer aber ein „Sesam, tu dich auf!“ in der Brieftasche hat, gerät in eine Welt, von der sich



Ein 42-cm Geschöß der deutschen 42-cm Mörser, welches ohne zu krepieren, niedergegangen ist. Daneben steht ein französisches 7,5-cm Geschöß.

unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Der Teil ihrer Bewohner, der beim Schichtwechsel um die Mittagszeit die Werkstätten verläßt, überflutet im Nu die Straßen Essens mit einem unabsehbaren, schwarzen Gewimmel, durch das sich die Straßenbahnen nur mit ewig heiserer Glöde mühsam den Weg erzwingen. Ich sehe eine Frau unter die Räder eines Fuhrwerks kommen. Ein kleiner Kreis bildet sich um sie, die Massen wälzen sich aber hastig weiter, zu kostbar ist die Zeit. Hier wird jede Minute mit Gold aufgewogen wie draußen im Felde mit Blei. Die ruhigen Stirnen heben sich nicht zu dem diesigen Himmel, die müden Augen haben keinen Blick für die Romantik der Stahlzeit, die Ohren hören nicht die revolutionären „Schritte der Arbeiterbataillone“ — alt und jung strömt hinaus in den Frieden vor den Toren, in die Blumenidyllen der Heimstätten, die ihnen der Mann geschaffen, der vor seine Tat das Wort stellte „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein“. Mit den Gehenden mischen sich die Kommenden, Essen kennt keine träge Mittagsruhe. Ich tauche mit ihnen unter in das brüllende, heulende, stampfende und dampfende, dröhnende, stöhnende Chaos des maschinenerfaßten Eisens, in den herrlichen Feuerzauber unserer Tage, in das Schattenreich der Kohle. (Schluß folgt.)

Die Brücke.

Don Cajetan Binz.

In einer lauen Mainacht verließen wir zu später Stunde mit trüben, weinroten Köpfen unser Lokal. Wir waren wieder einmal recht feudal gewesen und hatten unsern Farben alle Ehre gemacht. Jetzt aber war jeder froh, daß der Lärm vorbei war und daß der Nachtwind so wohligh die heißen Stirnen kühlte. Wir beschloßen, nun nicht gerade

die Klappe aufzusuchen, sondern noch einen stimmungsvollen nächtlichen Bummel zu machen. Die Füxe wurden heimgeschickt zu Muttern, daß sie morgen wieder recht hübsch und nicht käsegesichtig ausähen, wir vier Burschen aber gaben einander den Arm und schlenderten mit leisem, wohligen Summen zur Stadt hinaus.

Wir sollten aber nicht weit kommen. Als wir die Brücke erreichten, die in langsamer Steigung die Altstadt mit den jüngern Vierteln verbindet, sahen wir am monumentalen Sockel des Eingangs eine menschliche Gestalt am Boden liegen. Es war ein alter, struppiger Vagabund, der leise vor sich hin weinte. Ich näherte mich dem Alten und fragte ihn, übermütig und weinselig wie ich war: „Willst du nicht bald dein Gynaeceum aufsuchen?“ Wie erschrak ich aber, als mich dieser mit schönen, geschelten Augen ansah und mir antwortete: „Spottet nicht, junger Mann, wer weiß, wo Ihr einst landen werdet.“ Ich mußte annehmen, daß er meinen griechischen Witz verstanden hatte und ich wurde aufmerksam auf den sonderbaren Gejellen. Ich hielt meine Freunde, die weiterdrängten, zurück. Zum Alten aber sprach ich: „Wollt Ihr nicht wenigstens auf eine Bank Euch setzen? Es ist ja nur ein paar Schritte bis unter die Bäume.“ Da stand er mühsam auf und folgte uns. Seine Kleider waren zerrissen und er ging barfuß. Aber sein Kopf war schön. Die Haare trug er ungekämmt und ungeschnitten. Und doch fielen sie liebevoll auf seine Schultern, also daß das Haupt aussah wie unserm Heiland seines. Er setzte sich auf eine Bank, gerade so, daß er die Brücke, die mit vielen Lichtlein über den dunkeln Abgrund sprang, noch sehen konnte. Wir umringten ihn, und als ob er verstände, was wir wollten, legte er seine rauhe Hand auf die Stirne. Und nun weiß ich nicht, wie es kam. War es die wehmütige Stille der sternklaren Mainacht, war es das junge lebensfrohe Blut mit den hoffnungsfreudigen Augen, das dem armen Alten das Herz aufwühlte, ich weiß es nicht. Aber wunderbarerweise bekamen seine blauen Augen ganz seltsame Lichter und Glastströmungen, bis sie klar und still, wie sonnendurchglühete Blumenaugen in die Nacht hinaus schauten. Und als er so ruhig und so groß geworden war, daß wir mit stummer Ehrfurcht mit klopfendem Herzen in seine heiteren Züge blickten, öffneten sich seine Lippen, und traumhaft zarte, heimliche Worte schlugen in unsre Seelen.

„Ich war auch einmal so einer, wie Ihr. So jung und so schön. Und trug eine farbige Mütze und bummelte mit übergelbem Herzen ganze Nächte lang. Aber das Leben ist sonderbar. Den einen krönt es, den andern steinigt es. Ich brauch Euch nicht zu sagen, was ich bin. Ich werde bald sterben und so die Ruhe finden. Aber vorher mußte ich doch die Brücke noch sehen, meine Brücke.“

Der Alte schwieg eine Weile. Es war, als ob er einen Kampf ausföchte, denn die zarten Augen glühten oft jäh auf und um den Mund gruben sich tiefe, quälende Falten. Endlich aber legte sich wieder die versöhnende Ruhe wie ein lichtglänzender Schleier über sein Angesicht und die Worte flossen still und wohlklingend von seinen Lippen.

„Liebe Leute, es ist so schön und so heilig. So rein und so unantastbar hoch. Aber ich werde es Euch doch sagen, weil ich es sagen muß. Vielleicht rührt mich Eure Jugend, vielleicht Euer Lebensmut und Eure gute Hoffnung. Vielleicht ist mir, als müsse doch ein Fünkchen von all dem unsagbar Schönen auf der Erde bleiben. Also, ich studierte hier an der Universität. Mein Zimmer war dort drüben, jenseits der Brücke, wo Ihr das einzige Lichtlein noch leuchten seht. Alle Tage um elf Uhr bummelte ich mit müdem, aber schaffensfrohem Kopf über die Brücke. Sie wuchs mir ans Herz und ich liebte sie. Weil sie so groß war und so schön in die Höhe stieg. Dort, wo jetzt die Häuser die Aussicht abgrenzen, war damals üppiger grüner Rasen. So war es, als ob die Brücke gerade in den Himmel hineinführte. Einmal, es war an einem glänzenden Sommermittag, fesselte ein seltsames Spiel meine Augen. Vom Marmorsockel hoben sich, als ich vorbeiging, zwei Schmetterlinge. Der eine war ganz weiß und glänzte wie feine Seide in der Sonne. An den Spitzen seiner blumengarten Flügel lagen dunkle, leuchtende Blutropfen. Der andere Falter war schwarz und hatte schwere Schwingen.

Die beiden flatterten vor mir her, immer auf und ab, immer sich findend, um einander wieder verloren zu gehen. Das weiße, silbrige Ding war übermütig und huschte dem andern voran. Und der arme schwarze Vogel vermochte endlich seiner flinken Gespielin nicht mehr zu folgen. Wie mit gebrochenen Flügeln setzte er sich in den Straßenstaub. Das Silbertierlein aber begleitete mich wie ein fröhlicher Gedanke über die ganze Brücke. Zuletzt gesellte sich ihm eine Schmetter, auch so flink und seidig wie es. Und nun begann ein liebliches Spiel. Auf und ab huschten sie und schlugen mit den glänzenden Flügelchen die schillernde Sommerluft, daß sie in regenbogenfarbigen Kreisen um die Tänzer behte. Wenn sie müde waren, setzten sie sich zusammen auf das Geländer und schauten sich mit ihren tausend dunkeln Augen innig an. Endlich verloren sich beide im Himmelsblau. Ich aber vergaß die Tierlein lange nicht. Je mehr ich ihnen nachsann, desto gewisser wußte ich, daß sie Liebesleute waren. Und ich freute mich an ihrem sonnigen Glücke und trug in der Brust eine leise, immer noch schlummernde Sehnsucht.

Eines Tages geschah etwas Sonderbares. Just in dem Augenblicke, als ich am Eingangssockel der Brücke vorbeiging, fiel mir ein Mädchen in die Augen. Im Vorüberstreiten hatte es seinen schlanken Arm zum Akazienbaum, der jetzt noch wie ein alter Vertrauter und Herzensfreund mich anlächelt, emporgehoben und mit ausgespreizten Fingern einige Blätter und Blüten von der Krone gerissen. Nun ordnete sie sorgsam ihren Raub, indem sie die weißen Dolden durch die noch weißeren Hände gleiten ließ und die grünen Blätter achlos zu Boden warf. Mir aber kam das stille Laub, das nun im Schmutz der Straße lag, wie eine Menge von kleinen Inseln vor, von denen jede das Geheimnis einer süßen Hoffnung in sich barg. Die weißen Blüten aber, die sie mit sich trug, schienen ihre heimlichen Wünsche zu sein, also daß mir vorkam, sie hätte mir das Hoffen gelassen, das Wunschen aber freundlich mit sich genommen. Darüber wurde ich so froh, daß ich traumhaft in ihren Spuren weiterging. Sie trug ein weißes Kleidchen. Der Wind, der heute von den blauen Schneebergen herwehte, legte sich in die zarte Seide und hauchte sie auf, daß es war, als hätte das Mädchen Flügel. In den weißen Adern flatterten ungestüme braune Vögelchen in selbigem Liebespiel. Wie ich das Kind so vor mir schweben sah, kam eine wunderbare Rührung in meine Brust. Mir war, als kannte ich sie schon lange, als hätte sie hier innen geschlafen und sei nun plötzlich wieder aufgewacht.

Liebe Herren, ich will hier nicht zu lange werden. Ihr wißt ja alle, wie es geschieht, daß man ein Wesen über alles lieb bekommt. Man weiß nie recht warum, es ist einfach einmal da. Und dann tut es so wohl und oft auch so weh in der Brust. Also, ich liebte sie. Mit jener reinen, knabenhaften Liebe, die darin Genüge findet, das vergötterte Mädchen alle Tage zu sehen. Und es kamen glückliche Tage. Die glücklichsten meines Lebens. Jeden Mittag spazierte wir miteinander über die Brücke. Sie auf der einen Seite, ich auf der andern. Und zwischen hindurch sausten die Tramwagen und die Omnibusse. Aber was schadete das! Mir war, die Geliebte spanne ein feines Netzlein bis in die Mitte der Straße. Dort flatterte es end- und haltlos aus. Und siehe, die Goldfädelein, die mein Herz in stillen Stunden gesponnen, dehnten und sehten sich und der Wind trieb sie den andern entgegen. Und so kam es, daß wir eins waren, auch wenn die breite Straße uns trennte. Zudem schien mir, ihr schönes Gesicht sei immer rosig überblüht, wenn sie vor mir mit zierlichen Schritten ging. Und oft schien es, als ob sie so verwirrt wäre, daß sie die Füße nicht mehr niedlich vorwärts brächte. So seltsam lustig wurde dann ihr Gang.

(Schluß folgt.)